

Lebensgeschichtliche Protokolle am Vorabend des Sozialstaats

Zur Dissertation von Marie Jahoda 1932

Gesellschaftliches Leben vollzieht sich in zwei unterschiedlichen Bereichen von Geschichtlichkeit.¹ Da ist zum einen die lineare Geschichte. Sie wird von der historischen Wissenschaft als Geschichte der großen Ereignisse erzählt; als Geschichte des Aufstiegs und Niedergangs politischer Führer oder wirtschaftlicher Schlüsselfiguren, als die Entwicklung von Institutionen und Herrschaftssystemen, die Arbeits- und Lebensverhältnisse prägen und verändern, und die Kriege führen, um ihre Einflussphären zu behaupten oder auszudehnen. In dieser Perspektive der Geschichtsschreibung treten häufig charismatische Persönlichkeiten auf, deren Handlungen entscheidend für den Fortgang von Geschichte sind. Dem Umstand, dass diese selbst von Verhältnissen getrieben oder durch Zufälle angeregt wurden, wird selten systematisch Beachtung geschenkt. Diese Form der Geschichte repräsentiert den Standpunkt der Eliten in einer Gesellschaft. Um sie zu erzählen, sind Begriffe wie *historischer Moment*, *Fortschritt*, *Zukunftstauglichkeit*, *Repräsentation von Interessen* beliebt. Es ist durchaus nicht so, dass dieser Blick auf Geschichte nur von den konservativen Eliten gepflegt wird. Auch jene, für die sich die Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen darstellt, sind in dieser Perspektive verwurzelt. Denn die Geschichte als Geschichte der großen Ereignisse erzählt impliziert immer von der Geschichte der Macht.² Das gesellschaftliche Leben – so die stillschweigende Annahme im Hintergrund – kreist um die Macht im Staat, in den wirtschaftlichen Zentren. Geschichte ist identisch mit dem Ablauf und der Entwicklung dieser Machtkämpfe.

Da ist zum anderen Geschichtlichkeit als Geschichte des alltäglichen Lebens. Diese handelt von Arbeit, die Tag für Tag geleistet werden muss, unter den Verhältnissen der Lohnarbeit, als Arbeit in Küchen, im Umgang mit Kindern, in familiären und Liebesbeziehungen und als Pflegearbeit für Alte und Gebrechliche. Betrachten wir den Lauf der Dinge aus dieser Perspektive, dann treten Männer und Frauen ins Bild, die nicht Akteure der politischen, wirtschaftlichen Gestaltung sind, nicht Schöpfer und Interpreten von Zeitgeist und historischem Selbstverständnis. Auch in dieser Version von Geschichte geht es um Macht und Ohnmacht, geht es darum, dass in der täglichen Praxis darum gerungen wird, was man im Leben für gut oder schlecht hält, was im Leben erreichbar ist und was nicht, was in dem Netz sozialer Beziehungen, denen man unterworfen ist, durchsetzen kann. Der Alltag ist kein ruhiges Gewässer, sondern ein ständiger Kampf um Existenz und Würde, gegen Armut, Verlust und Vergessen. Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame brin-

gen es auf eine kurze Formel: „ein ständiger Kampf gegen das gesellschaftliche Verhältnis des Beherrschten-Werdens“.³

„Freie“ und „unterworfenen“ Subjekte

Ein Jahr vor der Arbeit an der Marienthal-Studie⁴ hat Marie Jahoda ihre Dissertation am Psychologischen Institut der Universität Wien fertig gestellt.⁵ Der empirische Teil dieser Dissertation ist ein einzigartiges Dokument von Geschichte des Alltags in der Zeitperiode zwischen 1850 und 1930. Er besteht aus 50 Protokollen von lebensgeschichtlichen Interviews, die sie 1931 in Wiener Versorgungshäusern – einer frühen Version von Altersheimen – gemacht hat. Frauen und Männer, die in den 1930er-Jahren in der Versorgung lebten, kamen nicht aus den wohlhabenden, bürgerlichen Kreisen, sondern aus den unteren Klassen der Handwerker, Arbeiterinnen, Arbeiter, Dienstboten; manchen von ihnen gelang es, für einige Jahre ein kleines Geschäft oder einen eigenen kleinen Betrieb zu gründen. Jahodas Protokolle unterlaufen unsere gängigen historischen Wahrnehmungsweisen, die sich sozialer Wirklichkeit unter Anwendung abstrakter, theoriegeladener Kategorien nähern. Nehmen wir den Begriff der Arbeiterklasse. Die Lebenslaufperspektive, die in ihrem Material eingenommen wird, zeigt, dass es sich bei dieser Kategorie nicht um eine sozial einheitliche Gruppe handelt, sondern um ein breites Panorama von sozialen Positionen.⁶ Infolge der herrschenden hohen Fluktuation gestalten sich Klassengrenzen offen und bleiben Klassenpositionen unbestimmt.

Radikal erzählen diese Protokolle davon, wie die interviewten Frauen und Männer sich und ihr Leben wahrgenommen haben. Auffallend ist, dass die Geschichte der großen Ereignisse in dieser Perspektive nahezu vollständig abwesend ist. Das subjektive Erleben der Frauen und Männer scheint von politischen Institutionen und Entscheidungen, von der Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung kaum berührt zu sein. Dieser Umstand hat nicht zuletzt viel mit dem sozialen Ort der Wahrnehmung von Geschichte zu tun. Die Befragten hatten keine Vorstellung davon, *Subjekte* in dem Sinn zu sein, wie wir heute den Begriff in der Regel denken, als *freies* Subjekt.⁷ Für die meiste Zeit ihres Lebens verfügten sie über keine politischen und keine sozialen Rechte. Ihr Leben, ihr Denken und Wollen spielte keine Rolle in der politischen Geschichte. *Subjekt* waren sie nur im ambivalenten Sinn des Begriffs, als *Unterworfenen*. Sie kommen aus einer historischen Zeit, wo die Frage wenig Sinn macht, was sie zum Verlauf der Geschichte beigetragen haben. Mit Blick auf diese Lebensverläufe ist die Frage eher angemessen, was die Geschichte aus diesen Menschen gemacht hat. Es geht um die Generation unserer Urgroßmütter und Urgroßväter. Wie sind sie aufgewachsen, wie haben sie gearbeitet, welche Liebesgeschichten haben sie erlebt, welche Familien gegründet, was war ihnen wichtig in ihrem Leben, welche Möglichkeiten persönlicher Entwicklung standen ihnen offen, was haben sie an Glück erfahren, wer hat sie wie beherrscht, woran haben sie gelitten, worüber geweint?

Sehen wir uns ein erstes Protokoll der Dissertation an.⁸ Es beschreibt die Lebensgeschichte eines Mannes.

M 9. Geboren 1850 in der Nähe von Wien.

Vater Töpfer, Mutter im Haushalt, 15 Kinder (zehn und fünf), er der Vorletzte.
Analphabet.

Er war bis zu seinem zwölften Jahr am Land, dann in Wien. Von sechs bis zwölf ist er in die Schule gegangen, war sehr schlimm und lernt gar nichts, nicht einmal das Schreiben hat er erlernt. Lesen kann er noch eher, aber auch das geht sehr langsam. Der Lehrer war ein Freund seines Vaters, daher ist er viel zu wenig streng mit ihm. Am meisten Freude hat er vom Geigenspielen und Chorsingen. Nach der Schule kommt er nach Stockerau zu einem Bäcker in die Lehre. Außer ihm sind noch sechs andere Lehrlinge da, die von Meister und Gesellen sehr ausgenutzt werden. Es ist ein furchtbar anstrengender Beruf. Dort lebt er von '62 bis '66. Er ist verhältnismäßig ganz gern dort, weil er wenigstens etwas dazulernt. Dann geht er nach Wien und wechselt alle paar Monate die Stelle. „Um wieder was anderes zu sehen.“ Die Arbeit ist ungeheuer anstrengend, er hat 18 bis 19 Stunden Dienst, wenig und schlechte Kost, sehr wenig Lohn. Immer ist er schläfrig. Er kann gar nichts anders machen, gähnt den ganzen Tag bei der Arbeit, wenn er endlich fertig ist, hat er nur den einen Wunsch, zu schlafen. Am Sonntag macht er manchmal kurze Partien, meistens sitzt er in Wirtshäusern herum. Zum Zeitunglesen bleibt ihm keine Zeit. Er wäre sehr gerne Tanzen lernen gegangen, aber nach zwei Malen lässt er es wieder stehen, weil er zu müde ist. Er ist ohne Unterbrechung in Wien, bis in die 80er Jahre. Er heiratet nicht, weil der Chef verheiratete Gesellen nicht gern sieht. Seine erste Liebe hat er mit 20 Jahren. Da lernt er eine im selben Haus beschäftigte Hausgehilfin kennen. Er hat sie ganz gern, sie ist schrecklich hinter ihm her. Ein paar Mal war er mit ihr zusammen, dann aber übersiedelt ihre Herrschaft nach Purkersdorf und sie geht mit. Manchmal fährt er hinaus, manchmal kommt sie herein. Eines Sonntags soll er sie von der Bahn abholen, aber es ist ihm einfach zu langweilig, er lässt sie warten und geht unterdessen in ein Kaffeehaus, wo er sich sehr gut unterhält. Wie er nach Hause kommt, steht sie neben der Meisterin, beide machen ihm Vorwürfe, er lügt sich geschickt heraus. Einmal hätte sie ihm fast einen Posten bei der Eisenbahn verschafft. „Aber wenn man das Glück hat, dann tritt man's mit Füßen.“ Er will nicht, wird ihr gegenüber immer nachlässiger und schließlich nimmt sie sich einen anderen. Er war nicht sehr unglücklich darüber. Bald hat auch er eine andere. Ebenfalls eine Hausgehilfin. Auch sie verliert er aus den Augen, als sie die Stelle wechselt. Die hat er sehr gern gehabt, sie war sehr schön. Er kränkt sich noch eine ganze Zeit lang. Seitdem hat er sich mit keinem Mädchen mehr etwas angefangen. Damals war er 25 Jahre alt. Sie war so schön, dass sich sogar ein Hausherr in sie verliebt hat. Der Hausherr war zwar bucklig, aber für ein armes Mädchel ist das doch das größte Glück.

In den 80er Jahren ist er zwei Mal aushilfsweise in Klagenfurt angestellt. Er wäre vielleicht immer dort geblieben, aber da stirbt in Wien gerade seine Mutter und er kommt zum Begräbnis zurück. Im Jahr '84 fährt er für kurze Zeit aushilfsweise nach München. Dort hätte es ihm besonders gut gefallen, aber er findet keine dauernde Stellung. Deshalb kommt er wieder nach Wien zurück. Nun bleibt er 14 Jahre lang auf einem Posten. Da brechen die Streiks aus und man bekommt gar keine Arbeit mehr. Besonders das Jahr 1907 ist schlimm. Es gibt keine Arbeit und keine Unterstützung

von der Gewerkschaft. Er findet keine Arbeit mehr, weil er schon zu alt ist. Für die Versorgung ist er aber noch zu jung. In dieser schweren Lage lädt ihn der Mann seines Mündels ein, bei ihnen zu wohnen. Er nimmt die Einladung an und lebt noch 15 Jahre bei ihnen. Hilft ihnen, wo er kann, bei der Arbeit. Auch heute besucht er sie noch manchmal. Seit dem Jahr '22 ist er in der Versorgung.

Auf Fragen antwortet er: Das Geschäft hat ihn so blöd gemacht, aber für Politik hat er sich doch interessiert. Er war gewerkschaftlich organisiert. Erzählt ausführlich die Geschichte verschiedener Streiks. Sein letzter Bruder ist vor zehn Jahren gestorben. Gestritten hat er niemals in seinem Leben. Am besten ging es ihm in den 80er Jahren, da hatte er eine ordentliche Arbeit, aber großartig war es nie für ihn. Die schlechteste Zeit von '60 bis '70, da hat er furchtbar lange Arbeitszeit, schlechte Kost und kaum einen Verdienst. Mit dem Beruf war er nicht zufrieden. Jetzt tut es ihm leid, dass er nicht zur Bahn gegangen ist. Aus demselben Grund hat er nicht geheiratet. Als junger Bursch war er manchmal im Theater bei Girardi. Kartenspielen im Kaffeehaus ist auch heute noch seine große Freude.

Theoretischer Rahmen der Lebensgeschichten bei Marie Jahoda

In welchem theoretischen Kontext sind die Lebensgeschichten entstanden, wie wurden sie von Jahoda in der Dissertation verwendet?⁹

Marie Jahoda hat bei Prof. Charlotte Bühler am Psychologischen Institut der Universität Wien dissertiert. Bühler arbeitete Anfang der 1930er-Jahre mit einer größeren Gruppe von Dissertierenden zum Thema *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*. Ihre Hypothese war, dass es eine universelle psychologische Lebenskurve der Vitalität, der geistigen und körperlichen Entwicklung gibt und dass diese Kurve, analog zur Kurve der biologischen Prozesse, in einem Auf und Ab des Wachstums und des Verfalls verläuft. Entsprechend dem damaligen Wissen in der Biologie nahm Bühler an, dass die biologisch expansive Phase des Körpers bis zum 25. Lebensjahr andauert, dass darauf eine Hochphase etwa bis zum 45. Lebensjahr folgt, und dass daran eine restriktive Phase anschließt, die mit dem Tod endet. Bühler wollte ihre lebenspsychologischen Thesen durch empirische Forschungen prüfen und prüfen lassen. Sie selbst arbeitete mit Daten aus autobiografischen Selbstbeschreibungen oder literarischen Biografien über bekannte Persönlichkeiten. Auf diese Weise bekam sie aber nur Zugang zu gut situierten, bürgerlichen Lebenswirklichkeiten: Wissenschaftler, Ärzte, Rechtsanwälte, Schriftsteller und Künstler, höhere Beamte.

Jahodas Konzept für die Dissertation war, das Modell mit den Lebensverläufen von Frauen und Männer aus einfachen Verhältnissen zu konfrontieren, und zu fragen, ob Bühlers Thesen auch im Alltag der arbeitenden Klassen Geltung haben. Nicht zu Unrecht unterstellte sie Bühlers Ansatz einen methodologisch blinden Fleck. Es ist wissenschaftlich problematisch, universelle Aussagen formulieren zu wollen, im Hinblick auf das empirische Material jedoch selektiv zu verfahren und nur die gesellschaftlichen Eliten wahrzunehmen. Wir können vermuten, dass diese erkenntnistheoretische Differenz zwischen Professorin und junger Studentin sich

aus unterschiedlichen Positionen – oder vielleicht auch Hoffnungen – angesichts der noch jungen Demokratie ergab: Wer repräsentiert die Bevölkerung in der neuen politischen Ordnung? Sind es in erstere Linie die bürgerlichen Eliten oder gehören auch die „gewöhnlichen“ ungebildeten Existenzen mit ihren scheinbar banalen Lebensläufen dazu? Das Anliegen von Jahoda, auch die Angehörigen der arbeitenden Klassen in ihrer wissenschaftlichen Arbeit sichtbar zu machen, entfaltet seine kritische Bedeutung auch auf einer demokratiepolitischen Dimension. „Denn ein Leben, das im Dunkeln bleibt, ist ein Leben, das nicht existiert, ein Leben das nicht zählt. Repräsentiert zu sein hingegen bedeutet – im wörtlichen Sinn –, den anderen präsent gemacht zu werden. Es bedeutet, relevant zu sein und in der Wahrheit und Besonderheit der eigenen Lebensverhältnisse erkannt zu werden.“¹⁰

Ein methodisch innovativer Zugang

Noch auf einer zweiten Ebene kann Jahodas Dissertation als Pionierleistung betrachtet werden. Bei der Umsetzung ihres Vorhabens, stieß Jahoda auf ein Problem. Die einfachen Handwerker, Arbeiterinnen und Arbeiter, Dienstboten führten keine Aufzeichnungen über ihr Leben. Die biografischen Daten mussten selbst, im Rahmen von Forschungsgesprächen im Feld gesammelt werden. Für die Sozialforschung in Europa war es neu, empirische Daten durch offene Interviews zu erheben; noch dazu, wenn die Befragten Frauen und Männer sein sollten, die über wenig formale Bildung verfügen. Dieses Vorgehen war zur Zeit der Entstehung der Dissertation nicht als wissenschaftliche Methode anerkannt. Jahoda konnte sich deshalb kaum an Vorarbeiten orientieren, sondern musste die empirische Vorgangsweise selbst entwickeln. Anregungen dazu nahm sie aus der amerikanischen Sozialforschung, die schon früh mit Methoden gearbeitet hat, mit denen konkrete Lebensrealitäten erfasst werden konnten. Sie hat sich aber auch von Fragemustern aus der Berufsberatung anregen lassen. Zugang dazu hatte sie, weil sie als Studentin im Berufsberatungsamt der Stadt Wien unter Gustav Ichheiser arbeitete.¹¹ Die Interviews, die sie in ihren Protokollen rekonstruiert, sind wenig strukturiert. Sie haben standardisierte Eingangsfragen, mit denen Daten zu Familienverhältnissen und sozialer Herkunft erhoben wurden. Und sie haben resümierende Schlussfragen, mit denen die Befragten ihr Leben bilanzieren sollten: Was waren die schönsten und die schwersten Zeiten? Gab es große Lebenspläne? Was würden Sie tun, wenn sie noch einmal auf die Welt kommen könnten? Sind Sie gern oder ungern in die Versorgung gegangen? Dazwischen bemüht sich die Interviewerin, dass in freien Erzählungen über Erfahrungen und Probleme erzählt wird, „die den einzelnen subjektiv für ihren Lebenslauf wichtig erschienen“.¹²

Im Jahr 1931 stand keine moderne Technologie der Aufzeichnung zur Verfügung; Jahoda hat stenografiert und zuhause am Schreibtisch versucht, aus den Notizen einen systematischen, chronologisch geordneten Lebensablauf zu rekonstruieren. Oftmals waren bei den Erzählungen der Frauen und Männer aus den Versorgungshäusern die Daten in einem heillosen Durcheinander. Fallweise war es notwendig, die Befragten neuerlich zu besuchen, um offene Frage abzuklären.

Es wäre falsch, Jahodas Protokolle mit Interviewprotokollen zu vergleichen wie sie aktuell in der qualitativen Sozialforschung entstehen. Im Rahmen der heutigen methodischen Terminologie wären sie als ethnografische Feldnotizen zu bezeichnen.

Die Universität zu verlassen, in die Versorgungshäuser zu gehen und mit den dort lebenden Frauen und Männern Interviews zu führen, war zweifellos eine sowohl gesellschaftspolitisch als auch methodisch innovative Praxis. Viele nachfolgende Dissertationen bei Bühler haben sich methodisch an Jahodas Arbeit orientiert. Auch in die Erhebungen zur Marienthal-Studie ist ihre lebensgeschichtliche Perspektive eingeflossen.¹³

Hier noch zwei weitere Protokolle, die Lebensgeschichte eines Mannes¹⁴ und einer Frau¹⁵.

M 13. Geboren 1856 in einem niederösterreichischen Dorf als uneheliches Kind. Die Mutter lebt mit einem anderen Mann zusammen.

In den ersten Jahren wohnt er bei den Großeltern. Es geht ihm ganz gut dort, aber sie schicken ihn nicht in die Schule. Mit neun Jahren kommt er zum ersten Mal in die Schule und hat furchtbar viel nachzuholen. „Aber ich war nie dumm.“ Er lernt doch bis zu seinem zwölften Jahr so viel wie die anderen Kinder. Er ist sehr gern in die Schule gegangen und erinnert sich noch genau an den Lehrer. Der war immer nett zu ihm, weil er ein guter fleißiger Schüler war. Nach der Schule geht er für drei Jahre nach Mistelbach als Bäckerlehrling. Es geht ihm ganz gut, nur hat er furchtbar viel Arbeit. Er hat sich den Beruf nicht selbst ausgesucht. Ein Kaufmann aus seinem Heimatort hat ihm die Stelle verschafft. Nachdem er frei geworden ist, geht er noch auf zwei kurze Stellen am Land. Im Jahr '73 kommt er nach Wien, weil er die Weltausstellung sehen will. Seither ist er nicht mehr zurück aufs Land. Er findet gleich einen Posten, auf dem er zwei Jahre lang bleibt. Es geht ihm nicht schlecht. Manchmal geht er sogar auf Unterhaltungen. Dann wechselt er die Stellungen, ist aber nie wegen einer Schlechtigkeit entlassen worden. Mit 25 Jahren heiratet er zum ersten Mal. Er lernt seine Frau in Mödling bei einem Ausflug kennen. Sie ist Wäscherin, sie leben ganz zufrieden miteinander, ohne Kinder zu bekommen. Sie hat ein uneheliches Kind, das er nicht aufnehmen kann, weil er zu wenig Geld hat. Nach sieben Jahren stirbt sie. Bald danach lernt er seine zweite Frau kennen, die Bedienerin ist. Mit der lebt er zwölf Jahre zusammen. Als er einmal als Bäcker keine Stelle findet, geht er als Kutscher zur Pferdebahn, dort bleibt er acht Jahre. Dann kommt er bei den Gaswerken unter. Dort geht es ihm am allerbesten. 18 Jahre ist er dort beschäftigt. Er findet die Stelle durch eine göttliche Fügung. Nachdem er bei der Pferdebahn entlassen worden war, ging es ihm sehr schlecht, da kommt er einmal in die Stephanskirche und wirft seine letzten zwei Kreuzer in den Opferstock mit dem Gebet um eine Stelle. Als er aus der Kirche herauskam, trifft er einen Mann, der ihm sagt, dass man bei den Gaswerken Leute braucht. Die zweite Frau stirbt an Halskrebs. Bald darauf heiratet er noch einmal. Die dritte Ehe dauert 17 Jahre, in dieser Ehe bekommt er zehn Kinder, vier sterben klein, die anderen wachsen gut auf. Er hat aber immer zu wenig

Geld, um sie selbst zu erziehen, sie werden ihm von der Gemeinde weggenommen. Schließlich wird er bei den Gaswerken entlassen, weil er zu alt ist. Er bekommt eine Hausmeisterstelle, bei der ihm die Frau sehr hilft. Er war mit allen drei Frauen immer sehr zufrieden. Die dritte Frau stirbt an Blutvergiftung, die sie nach einem verbotenen Eingriff bekommt. Er lebt nun mit den beiden Töchtern, die ihm die Wirtschaft führen, weiter. Er will nicht noch einmal heiraten, aber eigentlich gehören auf einen Hausmeisterposten Mann und Frau, deshalb muss er die Stellung verlassen. Von der Altersunterstützung allein kann er nicht leben, deshalb war er ganz zufrieden, als er vor vier Jahren in die Versorgung kam.

Auf Fragen antwortet er: Die schönste Zeit seines Lebens war in den Gaswerken. Die schlechteste Zeit war, wenn er keine Arbeit hatte. Alle drei Frauen waren sehr brav, es hat bei ihm zu Hause nie einen Streit gegeben. Zeitung gelesen hat er sehr selten. Er hat sich nicht für Politik interessiert. Aber später war er doch bei den Christlich-Sozialen eingeschrieben, weil ihm dann ein paar Kollegen so zugeredet haben, hat er sich auch bei den Sozialdemokraten einschreiben lassen, da hat er bei beiden einzahlen müssen. Die Kinder waren brav, nur hat er sie nicht viel gesehen. Im Jahr '78 war er in seinem Militärfahr bei der Okkupation von Bosnien. Als junger Mensch war er manchmal im Theater, das hat ihm viel Freude gemacht. Noch einmal auf die Welt kommen möchte er nicht.

F 14. Geboren 1863 in Aspern.

Vater Straßenarbeiter, Mutter Wäscherin. Vater stirbt, wie sie in der Schule ist. Zwölf Kinder (elf und ein), sie weiß alle Daten nur sehr ungefähr anzugeben.

Erste Erinnerung an den 66er Krieg. Ihre Mutter hat für die Soldaten gewaschen, die mussten aber ganz plötzlich abziehen. Die Mutter behält einen ganzen Haufen Wäsche zurück. Von sechs bis zwölf Jahren geht sie in die Schule, aber nur am Nachmittag. Am Vormittag hilft sie den Bauern. Sie ist sehr schlimm, weil sie mit elf Brüdern aufwächst. Lernt wenig, nach der Schulzeit kann sie nicht einmal ihren Namen selbst schreiben. Einmal melkt sie geheim die Ziege, um sich einen Kaffee zu kochen, und bekommt furchtbare Schläge. Nach der Schule ist sie eine Zeit lang Viehmagd. Nachher kommt sie als Hausgehilfin nach Wien. Sie fürchtet sich sehr, wie sie mit der Zille über die Donau fahren muss. Sie ist in einem Gasthaus angestellt, aber die Arbeit ist ihr zu anstrengend, deshalb geht sie wieder aufs Land zu Bauern. Dort lernt sie vom Verwalter etwas Rechnen und Schreiben. Sie ist sehr stolz auf diese Fähigkeiten, die sie mit 17 Jahren erworben hat. Dort lernt sie auch ihren späteren Mann kennen, der Kutscher im selben Betrieb ist. Er muss einrücken. Nach seiner Militärzeit heiratet sie ihn im Jahr 1887. Sie bekommen eine Hausbesorgerstelle in Wien, worüber sie sich sehr freut. Bekommt vier Kinder (zwei und zwei). Ein Sohn fällt im Weltkrieg, eine Tochter stirbt mit drei Jahren, eine mit 20 Jahren, nachdem sie sich beim Tanzen verkühlt hatte. Ein Sohn ist gut verheiratet. Sie selbst haben zwei sehr gute Hausmeisterstellen, eine zwölf, eine 17 Jahre. Nachher lebt sie sieben Jahre noch bei ihrem Sohn. Ihr Mann war im Jahre 1916 gestorben. Vor drei Jahren hat sie sich bei einem Sturz eine Verletzung zugezogen, seither ist sie in der Versorgung.

Auf Fragen antwortet sie: Die glücklichste Zeit ihres Lebens verbringt sie jetzt in der Versorgung. „Wie eine Gnädige, die sich um nichts kümmern muss.“ Früher hat sie nur Arbeit und Sorgen gekannt. Die schwerste Zeit für sie war der Tod des Mannes und des Sohnes. Ein Jahr lang hat sie allein die Hausmeisterstelle bekleidet, bevor sie zu ihrem zweiten Sohn ging. Jetzt liest sie manchmal ein Buch. Früher hatte sie keine Zeit dafür, sie hatte nicht einmal das Geld für eine Zeitung. Für Politik interessiert sie sich nicht. In die Kirche geht sie nur, wenn sie gerade Zeit hat. Am Sonntag ist die ganze Familie gemeinsam spazieren gegangen. Wenn sie noch einmal auf die Welt käme, sollte es ihr besser gehen als diesmal. Sie will nicht immer nur arbeiten müssen. Sie hat nie besondere Wünsche gehabt, war leicht zufrieden, hat nie gejamert. Ist nie im Theater gewesen. Früher hat sie manchmal getanzt.

„In die Versorgung gehen“

Versorgungshäuser entstehen in der Monarchie ab dem 18. Jahrhundert als Einrichtung der geschlossenen Armenpflege. Finanziert werden sie über bürgerliche Wohltätigkeit oder aus Mitteln der Grundeigentümer, die eine Versorgungspflicht hatten. Mitte des 19. Jahrhunderts geht die Verantwortung für den Unterhalt jener Frauen und Männern, die keinen Besitz hatten und keine Familie, die sie unterstützte, auf die Gemeinden über. Das war oftmals mit einer Verelendung der Alten verbunden. Am Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich mehr und mehr durch, die Altersversorgung als staatliche Aufgabe zu sehen. In der Ersten Republik wurde eine Altersversicherung für Arbeiter und Arbeiterinnen heftig diskutiert und 1927 schließlich beschlossen, jedoch mangels Finanzierung nicht eingeführt.¹⁶

Die hier zitierten Protokolle verweisen auf die existenzielle Bedeutung einer allgemeinen Altersversicherung. Im Alter in der Versorgung zu leben, bedeutete objektiv Not zu leiden und zu einem Objekt der Armenpflege zu werden – auch wenn dem ein relativ erfolgreiches Arbeitsleben vorangegangen war. Die beiden Männer kommen mit 71 und 72 Jahren in die Versorgung, weil sie nicht mehr in der Lage sind, sich durch Lohnarbeit am Leben zu erhalten. Frau F 14 ist 65 Jahre alt und erfährt in der Versorgung endlich materielle Sicherheit nach einem Leben voller Elend und Entbehrung. Viele andere der von Jahoda Befragten erleben die Versorgung jedoch als sozialen Abstieg, als Verlust ihrer Lebensfähigkeit, weil sie auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen sind. Was das Leben in der Versorgung konkret bedeutete, war von Gemeinde zu Gemeinde recht unterschiedlich. Im sozialdemokratischen Wien wurde die Armenfürsorge durch das Fürsorgewesen ersetzt. Julius Tandler, der Leiter dieses Amtes, sah in dieser Einrichtung nur einen bedauerlichen Ersatz für ein Gesetz über Altersversorgung und wollte mit seiner Politik Fürsorge nicht mehr als Akt der Nächstenliebe und Wohltätigkeit verstehen, sondern – anknüpfend an internationale Diskurse – als gesellschaftliche Verpflichtung.¹⁷

Die gesellschaftspolitische Bedeutung der unterschiedlichen Logiken verdeutlicht sich, wenn wir sie in ihrer Wirkung auf den sozialen Status betrachten. Hilfsbedürftigkeit verändert die sozialen Beziehungen, konstituiert Abhängigkeit,

bedeutet Verlust von Freiheit, Gleichheit und Würde.¹⁸ Arme werden nicht als gleichwertige Mitglieder der Bürgergesellschaft wahrgenommen, stehen als Empfänger von Unterstützung zwar innerhalb der Gesellschaft, im Hinblick auf ihre soziale Position jedoch außerhalb. Gesetzlich institutionalisierte Wohlfahrt dagegen schafft Rechte, die mittellose Menschen gegenüber staatlichen Behörden geltend machen können und wirkt so inklusiv.

Sozialpolitische Bedingungen eines gelingenden Lebens

Eingangs habe ich auf zwei unterschiedliche Bereiche von Geschichtlichkeit hingewiesen. Natürlich sind die beiden in historisch variabler Weise wechselseitig verstrickt. Wenn wir uns ein umfassendes Bild vom gesellschaftlichen Leben zu machen versuchen, müssen wir an die Verstrickungen zwischen beiden Bereichen denken. Marie Jahoda hat das in ihrer Dissertation im theoretischen Rahmen der Psychologie des Lebenslaufs von Charlotte Bühler diskutiert. Heute fordert das Lesen ihrer Protokolle dazu heraus, die Frage eines gelingenden Lebens unter den gegenwärtigen sozialpolitischen Bedingungen zu reflektieren. Die Lebensgeschichten vermitteln eindrucksvolle und berührende Einblicke in den Alltag besitzloser Frauen und Männer in der Periode zwischen 1850 und 1930, am Vorabend des Sozialstaates. Die Befragten lebten unter Verhältnissen, in denen es praktisch keine sozialen Absicherungen gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Alter gab. Unter den Bedingungen dieser Rechtlosigkeit waren nur kurze Zeithorizonte möglich. Die Lebenswege gestalteten sich extrem diskontinuierlich. Die Übergänge zwischen Erfolg und Scheitern, zwischen Glück und Verzweiflung waren kurz. Verbinden wir diese Erfahrungen mit der Frage nach den prägenden gesellschaftlichen Strukturen, dann können konkrete Vorstellungen über die Bedeutung des aktuellen modernen Sozialstaates entstehen. Erst diese Institutionen des Sozialstaates geben unseren Lebensverläufen einen stabilen Rahmen, schaffen erwartbare Lebensabschnitte und ermöglichen, so etwas wie Lebensziele und Lebensplanung zu entwickeln.¹⁹ All das mildert unsere persönliche Unterworfenheit, unsere Abhängigkeit vom Wohlwollen der politischen und wirtschaftlich Mächtigen, und sichert damit einen sozialen Raum, um sich dem modernen Ideal des freien Subjekts anzunähern. Der Sozialstaat ist eine historisch erkämpfte Einrichtung. Sein Bestand ergibt sich keineswegs entwicklungslogisch aus dem Lauf der Dinge. Der Blick zurück in die Geschichte des Sozialstaats zeigt, wie schwer sich kapitalistische und liberale Gesellschaften damit taten, Unterstützung für die Bedürftigen als Rechte der Staatsbürgerinnen und Staatsbürger zu betrachten, und nicht als humanitäre Geste der Mächtigen. Daran hat sich wenig geändert.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Daniel Bertaux/Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Lutz Niethammer, Lebenserfahrung und kollektive Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt a. M. 1980, S. 108–122, hier S. 115.
- 2 Ebd., S. 114.
- 3 Ebd., S. 120.
- 4 Marie Jahoda/Paul Lazarsfeld/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt a. M. 1975.
- 5 Marie Jahoda: Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie, Diss Univ. Wien 1932. Die Dissertation wurde 2017 in einer umfassend kommentierten Ausgabe publiziert: Marie Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932, hg. von Johann Bacher/Waltraud Kannonier-Finster/Meinrad Ziegler, Innsbruck/Wien/Bozen 2017.
- 6 Vgl. Josef Ehmer: Kontextualisierung der Lebensgeschichten. Sozial-ökonomische Entwicklung Wiens 1850–1930, in: Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 215–251.
- 7 Vgl. Catherine Colliot-Thélène: Demokratie ohne Volk, Hamburg 2011, Kap. 3.
- 8 Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 89–91.
- 9 Vgl. dazu Meinrad Ziegler: Die Dissertation von Marie Jahoda, in: Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 167–213.
- 10 Pierre Rosanvallon: Das Parlament der Unsichtbaren, Wien 2015, S. 18.
- 11 Vgl. Christian Fleck: Marie Jahoda – ein Porträt, in: Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 267–361, hier S. 277.
- 12 Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 35.
- 13 Vgl. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal, Abschnitt „Zur Widerstandskraft“; Ziegler: Die Dissertation von Marie Jahoda, S. 204f.
- 14 Jahoda: Lebensgeschichtliche Protokolle, S. 140f.
- 15 Ebd., S. 130.
- 16 Vgl. Ehmer: Kontextualisierung der Lebensgeschichten, S. 243.
- 17 Vgl. Christiane Feuerstein: Vom Armenhaus zur sozialen Infrastruktur. Altersversorgung in Wien. Weitra o. J.; Karl Sablik: Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer. Eine Biographie. Wien 1983, S. 206ff.
- 18 Vgl. Georg Simmel: Der Arme, in: Georg Simmel, Soziologie, GA Bd. 11, Frankfurt a. M., S. 512–555; Martin Kronauer: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt a. M./New York, Abschnitt „Die Gleichzeitigkeit von Drinnen und Draußen“.
- 19 Vgl. Martin Kohli: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1985), S. 1–29; Ders.: Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn, in: Jutta Allmendinger (Hrsg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Opladen 2003, S. 525–545.